

DER GAST

die kürzeste Erzählung aus dem Buch

WEIHNACH EINES TRÄUMERS

Der Gast

Die kleine Flamme der Öllampe auf dem Zedernholztisch erhellt den Raum nur schwach. Ein junger Mann in brauner Kutte sitzt dem Gastgeber gegenüber. Beide sind nicht sehr gesprächig. Der Gast trägt einen schwarzen, gekräuselten Bart.

«Bleibe doch drei, vier Tage.»

Der Fremde antwortet nicht.

«Auch länger, wenn du willst.»

Der Bärtige trinkt einen Schluck Wein aus seinem Becher und sagt: «Ich danke dir. Ich bleibe drei Tage. Dann müssen wir weiter.»

Der Gastgeber, ein großer, schlanker, etwa vierzigjähriger Mann, steht auf und holt im gegenüberliegenden Schrank Ziegenkäse und Brot. Bevor er zum Tisch zurückkommt, blickt er kurz durch die offene Haustür zum Himmel und sagt: «Sternenklar, wie seit Monaten.»

Der Fremde, vermutlich einige Jahre jünger als der Hausbesitzer, bricht sich etwas Käse und Brot ab. Den Brotbrocken taucht er in den Wein, bevor er ihn isst. Noch kauend fragt er: «Bist du hier geboren?»

Der Gastgeber wickelt langsam und sorgfältig seinen Turban vom Haupt. Dann lacht er leise. Es klingt etwas bitter: «Nein.» Beide essen weiter Käse und Brot. Beide schlürfen hörbar Wein.

«Bist du etwa aus freien Stücken hierher gezogen?»

Der Gastgeber, wohl ein Araber oder Inder, nickt kaum erkennbar. Der Schwarzbärtige blickt nicht auf. Er fühlt

das Nicken eher, als dass er es bei der spärlichen Beleuchtung sehen könnte.

«Und du warst immer alleine hier?»

Wieder spürt er das Ja eher, als dass er es hört oder sieht. Es entsteht eine lange Pause, während welcher beide ihre Becher leeren. Der Jüngere schenkt sich nochmals ein und hält dann den Krug über des Gastgebers Becher: «Nimmst du auch noch?» Der Araber hebt seinen Becher, um das Einschenken zu erleichtern.

Wortlos trinken sie, gemächlich in kleinen Schlucken.

Die Flamme der Öllampe flackert und ein kühler Windhauch, der durch die Tür weht, löscht sie. Der Gastgeber erhebt sich, aber der Schwarzbärtige sagt: «Lass doch! Die Glut der Feuerstelle genügt, unsere Becher zu finden, und bald wird der Mond aufgehen.»

Der Araber setzt sich wieder und der Bärtige sagt: «Erzähl mir, warum du hier bist.»

Wieder dauert es eine Weile bis zur Antwort.

«Gott hat mich auf die Welt geworfen ...» – der Gastgeber sitzt auf der Bank, ohne sich an die Mauer zurückzulehnen: Er hat die Unterarme auf die Tischplatte gelegt und umfasst mit beiden Händen den Becher, auf den sein starrer Blick gerichtet ist; aber er betrachtet nicht den Becher, sondern sein Leben, und spricht mit vielen Pausen – «... und auf dieser Welt habe ich diesen Ort gewählt, weil er heilig ist. Auf der Reise hierher wäre ich beinahe verdurstet. Ich dachte, im Gebirge ließe sich vielleicht eine Quelle finden. Ich stand noch in der Weite

der Ebene und musterte die Bergflanke, hoffte, irgendwo einen grünen Busch zu entdecken. Aber alles war dürr, gelb, braun wie die Steine. Ans Weitergehen war nicht zu denken. Eine meiner vier Ziegen war schon verdurstet und der Esel schrie jämmerlich. Vor mir lag Wüste. Hinter mir lag Wüste. Ich trank den letzten Tropfen Wasser, den ich hatte, setzte mich in den Schatten eines großen Steins und dachte: Hier will ich sterben. Aber auf einmal bemerkte ich, dass die braun-weiß gescheckte Ziege zielstrebig zum Bergfuß hin marschierte. Bald folgten ihr die beiden weißen. Dann auch der Esel. Da erhob ich mich und ging ihnen nach. Die Gescheckte hatte recht: Sie fand den Eingang zu einer schattigen Schlucht, von deren Wand Wasser in ein von Palmen und Papayabäumen umstandenes Felsenbecken tropfte.»

Der Araber schaut auf. Mit besorgter Stimme erklärt er seinem Gast die eigenartige Quelle: «Das aus dem Felsenbecken überlaufende Wasser versickert wenige Meter weiter unten. Wenn der Berg sich wetterleuchtend umwölkt und fernes Donnern grollt, dann sprudelt die Schluchtwand am folgenden Tag. Aber das Wadi selbst hat in den fünfzehn Jahren, seit ich hier bin, noch nie Wasser bis in die Ebene geführt, und wenn der Berg drei oder gar vier Monate trocken bleibt, versiegt die Quelle ganz. Dann muss ich aus dem Felsenbecken Wasser schöpfen. Bis jetzt hat dieser Wasservorrat stets gereicht bis zum nächsten Wolkenbruch hoch oben in den Bergen. Bis jetzt. Ich habe aber gestern das letzte Wasser geschöpft. Wenn es nicht bald, sehr bald regnet, dann muss ich den Tieren Wein zu trinken geben.»

«Solltest du dir nicht einen wirtlicheren Ort zum Leben suchen?», fragt der Gast, obschon er die Antwort weiß.

«In den ersten Jahren habe ich mir mit viel Schweiß und Mühe dieses Haus errichtet. Einige der Bausteine hat mein Esel zwei Stunden weit hierhergetragen. Alleine an der Gartenmauer habe ich ein halbes Jahr gebaut. Um Holz für die Dächer zu holen, ist eine Zweitagesreise hoch hinauf in die Berge notwendig. Ich verlasse diesen Ort erst, wenn ich die Welt verlasse.»

«Liebst du diese Einsamkeit so sehr?»

Der Eremit antwortet nicht. Er steht auf und sagt: «Wir sollten schlafen gehen. Schiebe den Türriegel vorsichtig, sonst quietscht er und die Deinen könnten erwachen. Ich werde den Eseln noch Futter geben und lege mich dann im Stall hin. Gute Nacht.»

Am frühen Morgen begleitet der Schwarzbärtige seinen Gastgeber zur Schlucht, deren Eingang nur fünfzig Meter östlich der Steinhütte liegt. Die Quelle tropft nicht. Die Ziegen lecken die noch feuchte Felswand, als möchten sie sie bitten, mehr herzugeben. Am Grund des Felsenbeckens gibt es zwar noch etwas Wasser, aber es ist für die Ziegen unerreichbar.

«Der Papayabaum trägt Früchte. Wollen wir sie nicht pflücken?», fragt der Gast.

«Das geht nicht, der Baum ist zu hoch.»

«Mit einem Seil sollte es möglich sein: Du wirfst das eine Ende des Seils über die Baumkrone, ziehst es dann

durch eine Schlinge am andern Seilende und ziehst dich am Seil hinauf.»

«Das geht für den kleineren Baum, der schon abgeerntet ist. Für den größeren Baum ist mein Seil zu kurz.»

«Wir binden mein Seil, mit dem ich den Esel führe, an deines», schlägt der jüngere Mann vor, «so wird das Seil lange genug sein.»

Tatsächlich erweist sich der Vorschlag als gut, und zur Mittagszeit essen alle, der Araber, sein Gast und dessen Familie, Papaya. Die Frau hat dazu mit Wein angerührten Hirsebrei gekocht. Von den fünf Wasserkrügen sind zwei schon leer. Die drei Ziegen, die sonst je ein ganzes Maß trinken, bekommen zusammen nur ein halbes. Weil sie schon am Tag zuvor eine solch karge Ration erhalten haben, geben sie fast keine Milch. Den beiden Eseln werden zwei Maß geopfert.

«Zwei Stunden weiter hinten im Wadi gibt es eine Stelle, wo ebenfalls Wasser aus dem Felsen rieselt», sagt der Araber. Sie bepacken die Esel mit Schläuchen und marschieren los. Der Weg ist schwieriger, als es der Araber in Erinnerung hat. Sie kommen bei der gesuchten Stelle an. Sie ist völlig trocken. Als sie zurückkommen, ist die Sonne schon untergegangen. Zum Abendbrot gibt es kein Wasser zu trinken, nur Wein. Nach dem kargen Essen bleiben die beiden Männer wie am Vorabend noch einige Zeit am Tisch sitzen. Es ist dunkel geworden. Der Fremde fragt: «Warum bist du in diese Einöde gezogen? Warum hast du das Land deiner Väter verlassen?»

Wieder lässt sich der Araber Zeit mit der Antwort: «Es schmerzt mich, daran zu denken», sagt er.

Weil es tränenerstickt klingt, sagt der Schwarzbärtige: «Erzähle nichts, wenn du die Erinnerung hasst.»

Es ist wieder lange still. Dann plötzlich trinkt der Araber seinen Wein in einem Zug und sagt beim Abstellen des leeren Bechers: «Doch ... – doch, ich will's dir erzählen. Die Erinnerung ist nicht nur schmerzhaft, sie ist auch süß. Ja, sie ist mein einziger Trost, mein Leben. Wie nahe beisammen sind Wonne und Tod!»

Und Ali Seth erzählt:

«Ich bin der Neffe des berühmten Beduinenfürsten Suleiman al Hara. Vor fünfzehn Jahren, ich war gerade vierundzwanzig Jahre alt geworden, übertrug mir der Rat der Ältesten das Kommando über den Elitereitertrupp. Ich war sehr stolz und bekam das schnellste Pferd des ganzen Beduinenstamms. Es waren schöne, friedliche Zeiten. Mein Reitertrupp und ich hatten mehr Hirten- als Kriegsdienst zu leisten. Wir weideten unsere Herden in den Tälern des Dschebel Scharr. Nur ein- oder zweimal im Monat mussten wir Räuberbanden aus der Gegend verscheuchen. Das betrachteten wir gleichsam als willkommene Übungseinsätze. Es gab dabei kaum je Blutvergießen. Die Wegelagerer nahmen schon Reißaus, wenn sie uns von Weitem dahersprengen sahen. Wir freuten uns, von bedrohten Handelskarawanen um Hilfe

und Schutz angefragt zu werden, denn die Kaufleute bezahlten guten Sold.

Drei Täler weiter westlich weideten die Tiere des Koraischiten Abu Chadid. Wenn ich mit meinem Schimmel den Saidahamut-Pass erklomm, dann sah ich von der Passhöhe aus die weißen Zelte der Koraischiten ganz klein im grünen Talgrund unten stehen, und die Schafe und Rinder, wie kleine Käfer, weiden. Ich wusste, dass Rahel dort lebte, und stellte mir mit jugendlicher Fantasie vor, wie sie sich nach dem Bad mit weichen Tüchern trocknet, wie sie ihr Haar kämmt, wie sie ihre Ohrmündchen befestigt. Ich hatte sie vier Jahre zuvor zum ersten Mal gesehen, als ich meinen Vater begleiten durfte, der das Koraischitenlager besuchte, um die Weideordnung abzusprechen. Sie war damals erst zehnjährig, aber ihre Augen schon so schön, wie ihre ganze Gestalt werden sollte. Nach diesem Besuch sagte ich immer und immer wieder zu meinem Vater: «Vater, kaufe mir Rahel, sobald sie das Alter hat. Sorge dafür, dass sie mir zugesagt wird.» Und ich gab mir alle Mühe, bei allen Verhandlungen mit den Koraischiten unsere Delegationen begleiten zu dürfen; angeblich, um das Verhandeln zu lernen, in Wirklichkeit, um einen Blick auf die heranwachsende Rahel werfen zu können. Und je hochgewachsener sie wurde, je deutlicher ihre Granatäpfelchen sich durch das Gewand abzeichneten, je schamhafter sie sich verschleierte, desto inniger verliebte ich mich in das schöne Mädchen. Sie hatte es wohl bemerkt, dass ich ein Auge auf sie geworfen hatte; wenn ich an ihr vorbeiritt, hob sie je-

weils den Schleier, um mir ein Lächeln zu schenken. Und ich ließ zur Antwort meinen Hengst sich aufbäumen und hielt mit der Linken den goldenen Säbelknauf, der mich als Kommandeur kennzeichnete. Das entlockte ihr manchmal sogar eine angedeutete Verneigung.

Suleiman al Hara bestimmte, ich müsse die 15-jährige Tamara, Ismaal Talibs Tochter vom Stamme der Ibrahimiten, zur Frau nehmen. Ich flehte meinen Vater an, seinen Bruder umzustimmen. Ich warf mich vor Suleiman zu Boden und bettelte um die Gnade, einen Wunsch äußern zu dürfen. Weil ich erfolgreich eine Strafaktion gegen Straßenräuber unternommen und unserm Fürsten reiche Beute zurückgebracht hatte, gewährte er mir, einen Wunsch vorzubringen. «Lass mich Rahel statt Tamara zur Frau nehmen», sagte ich. Er schwieg und blickte finster. Nach einer Weile entschied er: «Gut, du kannst Rahel nehmen, wenn dein Vater sie zu bezahlen vermag; in einem Jahr aber musst du Ismaal Talibs Tochter als Zweitfrau nehmen; ansonsten wird es uns nicht gelingen, uns mit den Ibrahimiten zu verschwägern.»

Es ist Beduinenbrauch, dass eine Hochzeit zwischen Erwachsenen, wenn sie einmal beschlossen ist, ohne Verzug gefeiert wird. Ich erinnere mich an mein Herzklopfen, als ich mit der Delegation ins Tal hinunter ritt. Im Koraischitenlager angekommen, saßen wir alle ab und banden die Pferde an einen Balken. Die Ältesten trafen sich in Abu Chadids Zelt. Ich wartete bange hinter dem Frauenzelt. Die Verhandlungen dauerten länger, als ich

gedacht hatte. Es wurde Abend und die Sterne begannen zu funkeln. Offenbar wurde lang und zäh um Rahels Preis gerungen. Plötzlich hörte ich aus dem Halbdunkel hinter mir eine liebevolle Stimme: <Ali Seth!> Ich wandte mich um. Rahel flüsterte mit holdseligem Lächeln: <Mein Bruder hat mir soeben Nachricht aus dem Verhandlungszelt gebracht: Wir heiraten in einem Monat!> Sie küsste mich flüchtig auf die Wange und verschwand so unauffällig, wie sie erschienen war.

Jetzt war mein Jugendübermut nicht mehr zu bändigen. Die Vorstellung von der Hochzeit mit Rahel machte mich ganz närrisch. Das hatte zur Folge, dass kaum eine Nacht verging, da ich nicht auf die Passhöhe schlich, um hinunterzublicken auf das Zelt, wo meine geliebte Braut schlief. Meinen Schimmel ließ ich zu Hause, damit niemand etwas von meinen nächtlichen Ausflügen bemerkte.

Ali Seth hält inne. Sein Gast weiß, ohne hinzuschauen, dass ihm Tränen über die Wangen rollen. Er hat Geduld, zu warten, bis der Beduine seine Erzählung fortsetzt:

Dann kam jene Nacht, von der ich noch immer nicht weiß, wie sie möglich war. Ich erreichte auf der Passhöhe jene Lichtung im Buschwald, die ich zu meinem Beobachtungsposten gemacht hatte. Ich blickte sehnsüchtig ins Tal und dachte: Noch zwei Wochen, dann wird der Himmel sich öffnen. Auf einmal hörte ich wieder die liebevolle Stimme: <Ali Seth!> Sie trat zwischen zwei Bü-

schen hervor ins sanfte Licht des Vollmonds und streckte die Hand nach mir aus. Ich war völlig verwirrt und sagte leise: «Bist du alleine?»

«Ja, mein Bräutigam», hauchte sie.

«Warum wusstest du ...»

Sie legte die eine Hand auf meinen Mund und die andere auf meine Schulter. Wir haben in jener Nacht nicht mehr viel gesprochen. Sie hatte sich absichtlich leicht gekleidet und die Nacht war lau. Als ich flüsterte: «Habe ich dir wehgetan», sagte sie: «Nein, Liebster, nur wenig. Süßer Schmerz ist Wonne. Ich danke dir. Ich liebe dich.» Diese Worte entflamnten erneut mein Verlangen. Ich umarmte sie nochmals so zart ich konnte, und sie hauchte immer wieder: «Wie schön, dich zu lieben, ach, wie schön», und alleine schon dieses Hauchen genügte, dass ich nochmals – und diesmal wohl auch sie –, dass wir zusammen das empfangen, was alleine irdisches Leben lebenswert macht. Einen Augenblick nur schien die Nacht zu dauern und umfasste doch die Ewigkeit ... Irgendwann erreichte der Mond den Westhorizont, und das weckte mich aus meiner Verzauberung. Es fiel uns schwer, aufzubrechen und ins Tal hinabzusteigen, sie auf ihrer, ich auf meiner Seite.

Wir hatten beim Abschied vereinbart, dass wir einander nicht mehr treffen wollten bis zur Hochzeit. Wir wussten beide, wie gefährlich solche Treffen für meine Geliebte sein konnten. Ich war glücklich, dass dieses mutige Mädchen bald meine Frau sein würde.

Dann geschah das Schreckliche: Das Tal, wo unsere Herden weideten, und jenes, wo Abu Chadids Herden sich ernährten, vereinigen sich einen halben Tagesweg weiter westlich zu einem einzigen Tal, und dort gibt es einen Brunnen. Suleimans Sohn begegnete dort dem Sohn des Koraischitenscheichs Abu Chadid. Sie gerieten in Streit, wer als Erster aus dem Brunnen schöpfen dürfe. Bei dem Ringen fiel Abu Chadids Sohn in den Brunnenschacht und war sofort tot. Am folgenden Tag, ganz unerwartet früh mit den ersten Sonnenstrahlen, jagte ein koraischitischer Beduine in wildem Galopp an Suleimans Zelt vorbei, warf einen Ziegenbockhoden vor dessen Eingang. Noch bevor sich der aufgewirbelte Staub gelegt hatte, war der Reiter wieder verschwunden. So ließ nach altem Brauch der Koraischitenfürst Abu Chadid den Talibitenscheich Suleiman al Hara wissen, er werde nicht ruhen, bis sein Sohn gerächt sei. Damit war auch klar, dass meine Heirat nicht stattfinden konnte. Ich begann Pläne zu schmieden, wie ich Rahel entführen könnte. Mein Vater verbot mir solche Gedanken, und Suleiman bereitete die beschleunigte Vermählung mit Tamara vor. Meine Verzweiflung sollte aber ihren Höhenpunkt erst noch erreichen.

In den ersten Monaten wurde mir verboten, das Zeltlager zu verlassen. Überall stellte Suleiman seine Wachposten auf, nicht nur, um den Feind frühzeitig zu erspähen, sondern auch, um mich zu überwachen; denn es war nicht verborgen geblieben, dass ich weiter an eine Heirat mit Rahel dachte. Dann aber vernahm man eines Tages, die

Koraischiten seien aus dem Nebental weggezogen. Wohin, wusste niemand. Vier Monate später erfuhr ich von einem Karawanenführer, die Koraischiten hätten sich im Norden der Küstenstadt Tur el Salum Weiderechte erkämpft.

In mondloser Nacht verließ ich heimlich meine Sippe, vertrauend, dass niemand sich auf eine Verfolgung einlassen würde, da mein braver Hengst an Schnelligkeit und Ausdauer alle andern Talibitenpferde übertraf. In Tur el Salum fand ich für das bisschen Geld, das ich mitgenommen hatte, Unterschlupf bei jüdischen Kaufleuten, die mich sehr freundlich behandelten und darauf verzichteten, mich auszufragen. Ich stellte Nachforschungen an und fand auf dem Basar einen alten Inder, der Abu Chaddids Aufenthaltsort wusste. Ein Hoffnungsschimmer erwachte in mir und ich fragte: «Wissen Sie etwas von Rachel, der Großnichte des Koraischitenscheichs?» Mir wurde schwindlig, als der Mann antwortete: «Ja gewiss: Man entdeckte, dass sie schwanger war, und da wurde sie gesteinigt, wie es das Gesetz fordert. Die Leiche warfen die koraischitischen Weiber hinunter ins Wadi Akkabadir ...»»

Ali Seth hält inne und vergräbt sein Gesicht in den Händen. Der Gast legt seinem Gegenüber eine Hand auf die Schulter und sagt leise: «Wie ist es nur möglich, dass Menschen so herzlos sind!» Und nach einer langen Stille: «Komm, Freund, nimm einen Schluck Wein. Anders kann ich dir nicht helfen.»

«Aber es ist meine Schuld, dass sie tot ist, meine Schuld!», schreit nun Ali Seth laut und schluchzt dazu.

«Beruhige dich, Ali. Du weckst das Kind. Es hilft nichts, sich anzuklagen. Überlege doch: Es ist nicht deine Schuld, dass es solch grausame Gesetze gibt. Und es ist wahrlich nicht deine Schuld, dass die Fehde zwischen euch und den Koraischiten ausbrach.»

Aber Ali Seth will sich nicht trösten lassen.

Dann sagt der Gast plötzlich: «Ali, höre! – Hörst du, Ali Seth?»

Der Araber hält, so gut er kann, das Schluchzen an.

«Hörst du nicht, Ali!?»

Jetzt hören es beide ganz deutlich: Über dem Horeb grollt der Donner. Sie stürzen hinaus in den Garten und bestaunen das Wetterleuchten.

Am nächsten Morgen sprudelt das Wasser aus dem Fels. Alle Tiere werden in die Schlucht zur Tränke getrieben. Sie saufen aus der Felsenwanne wie Kamele nach einer Wüstenreise. Die beiden Männer bringen den großen Zuber zur Schlucht und reinigen Betttücher, Kleider und Turbane, die sie anschließend an der Sonne bleichen. Die Tische und der Holzboden im Schlafgemach werden mit Wasser gespült und mit feuchten Tüchern gerieben. Mit dem Schmutzwasser bewässern sie den Garten und setzen Samen in die Beete. Am Abend wirft eine der Ziegen Kitzen. Die Frau des Gastes leistet Hebammen dienst, denn die Geiß hat sich hingelegt und stöhnt vor Schmerzen. «Sie bekommt Zwillinge», erklärt die

Frau, «die beiden Jungen versperren einander den Weg, als würden sie einander den Vortritt zur Welt streitig machen.» Der Bärtige denkt an die beiden Scheichsöhne am Brunnen.

Die beiden Kitzen überleben. Die Sonne geht unter. Alle sind müde von der Arbeit. Alle spüren die Gnade Gottes. Auch die Frau bleibt an diesem Abend nach dem Essen noch etwas sitzen und bettet ihr Kind nach dem Stillen in einen Korb, den sie neben sich auf die Bank stellt.

«Ich denke, lieber Mann, wir sollten morgen früh weiterziehen. Ich fürchte für das Kind, es könnte bald schon kalte Tage geben, und wir haben noch Berge zu überwinden.»

«Du hast recht. Ich habe Ali Seth schon gesagt, dass wir morgen weiterziehen.»

Alle drei trinken noch etwas Wein. Ohne wirklich eine Antwort zu erwarten, sagt der Bärtige: «Dein Haus liegt abseits der Karawanenstraße, Ali Seth. Hätten wir uns nicht im Weg geirrt, wären wir wohl nie hier vorbeigekommen.»

«Ja», antwortet Ali Seth, «es haben in den fünfzehn Jahren, die ich hier verbracht habe, nur drei Mal Menschen bei mir übernachtet: Im ersten Jahr, da ich mich hier niederließ, verirrte sich ein persischer Soldat hierher. Damals stand erst die Hütte, die später zum Stall wurde. Er meinte, mich bedrohen zu müssen, tötete eine meiner Ziegen und warf davon eine hintere Keule auf den Feuerrost; bei Sonnenaufgang verschwand er wieder, nachdem er sich mit einem Wasserschlauch, Brot und dem

Rest des gebratenen Fleisches ausgerüstet hatte. Er tat mir leid ...» Nachdenklich vergegenwärtigt sich Ali Seth, wie er die vergangenen Jahre zugebracht hat. Dann erzählt er weiter:

«Nach der Hiobsbotschaft, die mich in Tur el Salum ereilt hatte, verkaufte ich den Säbel mit Goldknauf und, was mich weit mehr schmerzte, meinen braven Hengst. Wenn ich nicht so verzweifelt gewesen wäre, hätte ich auf dem Markt wohl geduldiger verhandelt und das Doppelte für ihn bekommen. Mit dem Erlös kaufte ich den Esel mitsamt seinen Tragtaschen, vier Ziegen und einige Gerätschaft. So zog ich aufs Geratewohl nordwärts. Meine Ankunft hier habe ich dir schon geschildert. Hier in der Einöde bin ich ruhig geworden. Ich gehe still meiner Arbeit nach. Nur in der Nacht bete ich: «Schöpfer, wenn du willst, dass ich zu dir komme, komme ich; wenn du willst, dass ich hier bleibe, bleibe ich.» Das ist seit fünfzehn Jahren mein einziges Gebet. Die andern, die mir beigebracht wurden, waren unnütz. Ich sah nur Menschen, wenn ich etwa alle zwei Jahre die Oase Darbaba aufsuchte, um dort ein Ziegenfell gegen eine Hacke oder sonst etwas einzutauschen. Ich hatte nach dem persischen Soldaten nie mehr Besuch, mit einer Ausnahme: Vor drei Wochen, kurz vor Sonnenuntergang erschreckte mich das Klappern von Hufen. Es hörte sich an wie der Reitertrupp, den ich einstmals kommandiert habe. Ich rannte vor Angst hinter den Stall und versteckte mich im Hühnerhof. Von dort spähte ich vorsichtig hervor und sah, dass drei Reiter um den Felsvorsprung geritten ka-

men, drei stolze Männer. Ich erkannte bald, dass sie weder Räuber noch Beduinen, sondern vermutlich reiche Magistraten oder Priester sein mussten, die sich in einer mir unbekanntem Sprache unterhielten. Sie saßen ab und banden die Pferde an den Lattenzaun. Weil sie freundlich miteinander sprachen, wagte ich mich hervor. Einer der drei sprach etwas Arabisch und fragte mich, ob sie hier die Nacht verbringen dürften, es solle mein Schaden nicht sein. Selbstverständlich bot ich ihnen alle Unterkunft an, die ich habe, und verbrachte selbst die Nacht unter meinem Mantel im Freien. Am nächsten Morgen aßen sie vor der Weiterreise etwas Fremdländisches aus der Satteltasche. Der Mann, der Arabisch sprach, fragte mich, welcher Weg nach Jerusalem führe. Ich gab ihnen genaue Anweisung. Sie wollten mir einen fürstlichen Preis für die Übernachtung bezahlen; aber ich sagte, sie würden meine Gastfreundschaft beleidigen, wenn sie darauf beständen, mir Geld zu geben. Schließlich zog einer der Männer eine kleine Goldfigur, ein Kamel mit Reiter, aus der Tasche, und der Arabischkundige erklärte, das sei ein Andenken und Freundschaftsgeschenk, das ich nicht ausschlagen dürfe, wenn ich meinerseits nicht beleidigend sein wolle. So nahm ich denn das Kleinod.»

Ali Seth steht auf, holt aus dem gleichen Schrank, in dem er den Ziegenkäse aufbewahrt, das goldene Spielzeug und stellt es vor den Bärtigen auf den Tisch. Nach einer längeren Pause spricht er: «Das Geschenk der drei freundlichen Reiter zu verkaufen, würde ich nie übers Herz bringen. Andererseits ist es mir hier in der Einöde

zu nichts nütze. Also dachte ich, lieber Freund: Nimm du es mit als Spielzeug für dein Kindlein.» Der Fremde will widersprechen. Doch Ali Seth beharrt eindringlich: «Bitte, nimm das Kamelfigürchen, es wird euch Glück bringen! Bitte!» Und er stopft das königliche Spielzeug in die Reisetasche der Gäste.

Der nächste Morgen ist frisch und kühl. Die kleine Familie bricht in aller Frühe auf. Der schwarzbärtige Mann rückt die Taschen auf des Esels Rücken so zurecht, dass seine Frau mit dem Kind im Arm bequem darauf Platz nehmen kann. Das Kind säumt nicht, dem guten Ali Seth das königliche Geschenk zu vergelten: Kaum hat nämlich Josef das Eselchen und dessen wunderbare Last aus dem Blickfeld des Beduinen Richtung Ägypten weggeführt, als von der andern Seite her ein anderes Eselchen auftaucht. Es wird ebenfalls von einem Mann geführt, wenn auch von einem deutlich jüngeren. Und auf dem Eselchen sitzt auch eine Frau: Rahel. Sie ist damals vor fünfzehn Jahren von barmherzigen Koraischitinnen, die bei der Steinigung zugegen waren, für tot erklärt worden, als sie nach einigen Dutzend Steinwürfen zusammengebrochen war. «Hört auf, sie hat ihre Strafe», haben die Weiber gerufen und sind zur Bewusstlosen hingeeilt: «Sie ist tot!» Da haben die Männer dem Platz den Rücken zugekehrt und sich zerstreut. «Wir werfen sie ins Wadi Akkabadir!», haben die Frauen mit gespielter Bosheit noch geschrien. Dann haben sie die Hingerichtete auf eine Karre geladen und sie zum Schluchtenrand gefahren. Dort aber warfen sie die Ohnmächtige nicht in

den Abgrund, sondern brachten sie zu einem fremden Bauern in Pflege. Und drei Monate später gebar Rahel den Sohn, der jetzt, inzwischen zu einem kräftigen Jüngling herangewachsen, ihr Eselchen führt.

In den folgenden Jahren schenkt Rahel ihrem Mann noch fünf weitere Kinder, zwei Söhne und drei Töchter. Die Quelle in der Schlucht versiegt nie mehr. Die Oase blüht auf unter der Bewirtschaftung der tüchtigen Familie. Zwanzig Generationen später ist die Sippe zu groß geworden, um weiter in der Einöde ein Auskommen zu finden. Sie zieht nach Ägypten und verkauft den Ort an christliche Mönche, die ihn umbauen zum Katharinenkloster.